Kurzes Glück.

Novelle von Emmy von Honage

In einer reizenden Villa, außerhalb der Stadt gelegen, lebte der berühmte Geigenkünstler mit seiner jungen Frau. Waren sie glücklich? Hätte man dies die junge Frau gefragt, mit einem jubelnden „Ja" würde sie geantwortet haben. Klarisse Beaurey bewunderte ihren Gatten. Sie vergötterte ihn geradezu. Keinen, auch nicht den geringsten Fehler sah sie an ihm. Sie schaute zu ihm auf, wie zu einem höheren Wesen. Alles, was sie ihm an den Augen absehen konnte, das that sie.

Henry Beaurey liebte seine kleine, liebreizende Frau mit aller Leidenschaft seines glühenden Herzens. Sie lebten wie in einem wonnigen Traum. Das Beifallklatschen der Menge berauschte Henry, weit mehr aber entzückte ihn die stille Bewunderung seiner Gattin. Wenn er Abends ihn ihrem traulichen Boudoir ihr vorspielte und sie, im leichten weißen Gewande, die zierlichen Füßchen übereinander gekreuzt, ihm gegenübersaß und mit angehaltenem Athem und glühenden Wangen seinem Spiele lauschte, so hätte er sie anbeten mögen. Und wenn sie nach beendetem Spiel statt aller Lobeserhebungen ihn mit den geliebten Armen umschloß und Thränen der Begeisterung in ihren schönen seelenvollen Augen glänzten, dann preßte er sie an sich und in alle Welt hätte er hinausschreien mögen, wie glücklich er sei. —

Ein Jahr war verflossen, seit die Comtesse Servil aus dem Elternhause entflohen war, um dem ihr fast fremden und doch geliebten Manne zu folgen. Im Winter hatte der junge Violinist eine Concerttournee gemacht. Im Frühjahr war er mit seiner Gattin nach Toulouse zurückgekehrt, wo er eine reizende Villa gekauft hatte.

Als Henry zum ersten Male zu Klarisse sagte: „Adieu, meine kleine Klarisse, heute Abend muß ich Dich allein lassen. Ich habe einigen Freunden versprochen, noch in den Club zu kommen", da hatte Klarisse ihn mit großen traurigen Augen angeschaut.

„Du läßt mich allein, Henry?" hatte sie gesagt, „und was soll ich thun ohne Dich den ganzen, langen Abend?"

„Kannst Du nicht lesen, mein kleines Lieb. Hast Du keine interessante Lektüre, mit der Du Dir die Zeit vertreiben kannst?" erwiederte er liebevoll.

„Ach, Henry", sagte sie. Sie seufzte und eine große Thräne stand in ihrem Auge, doch sie sagte nichts mehr. Er küßte sie, und dann war sie allein. Sie begab sich in ihr trauliches Boudoir und setzte sich an den Kamin, in welchem Sommer und Winter das Feuer brannte. Sie hatte sich ein Buch geholt, er hatte es ja gewünscht. Sie hatte es aber nur aufgeschlagen auf dem Schoße liegen, sie las nicht. Sie schaute auf den Stuhl ihr gegenüber, auf welchem sonst alle Abende Henry zu sitzen pflegte. Sie las ihm dann vor oder er spielte Violine. Es war so traulich, so gemüthlich, so friedlich gewesen. Heute schien ihr alles einsam, öde, kalt. Klarisse that den ganzen Abend nichts. Sie wartete nur — sie wartete bis nach Mitternacht auf die Rückkehr des geliebten Gatten.

"Mamie!" sagte er, mit elastischen Schritten in ihr Boudoir tretend. Sie sprang auf und umschlang ihn mit den Armen. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und schluchzte. Er küßte ihr seidenweiches Haar.

„Mein Weib, mein kleines, süßes Weib", sagte er zärtlich. Er nahm ihren Kopf in beide Hände und schaute ihr in die Augen.

„Du hast nicht gelesen, mon amour?" fragte er.

„Ich wollte lesen!" rief sie verzweifelt aus, „doch dacht' ich nur an Dich." Er lächelte. Er führte sie in einen Fauteuil und setzte sich neben sie. Er nahm ihre Hand in die seine und sagte: „Siehst Du, mon ange, wir können nicht so fort leben wie zwei Einsiedler, und Nichts und Niemand sehen. Du mußt Dir Bekannte suchen, meine Klarisse, und ich muß mich meinen Freunden ein bischen mehr widmen. Wenn ich dann manchmal einen Abend mit ihnen verbringen will, so ladest Du Dir eine Freundin ein und die Zeit wird Dir ebenso rasch vergehen, als wenn ich bei Dir wäre."

„Nein, Henry," sagte sie. „Ich liebe nur Dich allein. Wenn Du mehr Abwechslung brauchst, dann laß mich oft allein, Henry, und denke nicht daran, daß ich mich gräme. Aber Henry, nicht wahr, laß mich allein!"

II.

Henry besuchte jetzt öfters den Club. Sein kleines Weib war öfters allein. Sie harrte geduldig seiner Rückkehr, um ihn dann mit offenen Armen zu empfangen. Er freute sich schon während des ganzen Heimwegs auf diesen liebevollen Empfang des einzig geliebten Weibes. Die Spuren der Thränen, welche dann oft auf ihrem bleichen Gesichtchen waren, küßte er Anfangs hinweg. Dann aber waren sie ihm wie ein stiller Vorwurf, welcher ihm unbehaglich war. Er sagte Klarisse, zu Bett zu gehen, und nicht so lange wach zu bleiben, um auf ihn zu warten.

Als Henry einmal in der Nacht zurückkehrte und Klarisse, bleich und ermattet, noch seiner harrend fand, sagte er:

„Aber Klarisse, wie unvernünftig von Dir!"

Klarisse sah ihn dann bittend und fragend zugleich an und er drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Henry," flüsterte sie zärtlich. „Liebst Du mich noch wie an jenem Abend, als Du mir ewige Treue schwurst?"

„Gewiß, mamie," antwortete er, und küßte ihr galant die Hand, um gleich darauf einen Seufzer auszustoßen, so leise, daß Klarisse ihn nicht hören konnte.

„Geh' zu Bett, Klarisse," sagte er halb bittend, halb befehlend, „ich habe noch einen wichtigen Brief zu schreiben."

Klarisse wünschte ihm eine gute Nacht und ging.

Als Henry den Brief beendet hatte, lehnte er nachdenklich in seinem Fauteuil und blickte sinnend in die lodernden Flammen des Kamins. Woran dachte er? Warum seufzte er jetzt? „Klarisse," murmelte er wie im Traum.

Plötzlich loderte es auf in seinen schwarzen Augen wie die Flammen im Kamin. Er ballte leicht die weiße, wohlgepflegte Hand.

„Warum ist sie so weich!" rief er fast laut unwillig aus. „Warum findet sie alles gut, was ich thue? Warum macht sie mir nie Vorwürfe? Warum verzeiht sie mir Alles? Warum bittet sie nur und befiehlt nicht?"

Henry Beaurey war ein Charakter voller Widersprüche. Er liebte seine kleine Frau, wie man nur überhaupt lieben kann. Er liebte ihre Hingebung, ihre Zärtlichkeit. Wenn sie sich an ihn schmiegte, als ob sie sagen wollte: „Henry, ich würde sterben ohne Dich", so preßte er sie an sich, und er schien auf ihr stummes Wort zu antworten: „Ich lebe nur für Dich, Du meine Sonne."

Dann plötzlich ging es wie eine Wolke über sein heiteres Gesicht. Er ließ sie los und sprach von gleichgiltigen Dingen. Henry Beaurey hätte gern einmal ein festes Wort von seiner Frau gehört. Einmal, ein einziges Mal hätte er sie zornig sehen mögen, und wäre doch gestorben, wenn er ihre Zärtlichkeit hätte vermissen müssen. Henry Beaurey huldigte den schönen, geistvollen Frauen, und hätte doch rasend werden können vor Eifersucht, wenn Klarisse ein wenig länger mit einem Herrn sprach.

Eines Abends saß Henry in einer Loge ersten Ranges neben einer viel gefeierten und umworbenen beauté du jour. Sie schaute den jungen, schönen Künstler mit flammenden Blicken an und er huldigte ihr in unverhohlener Bewunderung. Der junge Herr von Krüger, welcher an seiner anderen Seite saß, raunte ihm, mehr im Spaß als im Ernst, zu: „Ob sich Klarisse in Deiner Abwesenheit auch so huldigen läßt? Qui sait!"

Wie von der Tarantel gestochen fuhr Henry von seinem Sessel auf. Er verbeugte sich leicht, ohne ein Wort der Aufklärung oder der Entschuldigung zu sagen, gegen seine schöne Nachbarin und verließ die Loge und das Opernhaus, um zu seiner Frau, welche ihn eines leichten Kopfschmerzes wegen nicht hatte begleiten können, zu eilen.

III.

Eines Tages, als Henry von einem Spazierritt nach Hause kam, fand er seine Frau in Thränen aufgelöst vor ihrem Schreibtische sitzen. Henry runzelte unwillig die Brauen. Er haßte, sie weich zu sehen.

„Was ist Dir, Klarisse?" fragte er.

Klarisse schob ihm einen unerbrochenen Brief zu:

„Ein Brief, den ich an die Eltern schrieb; er kam uneröffnet zurück."

Henry ballte die Faust und ließ sie schwer auf den Tisch niederfallen, sodaß Klarisse erschrocken aufsprang.

„Henry!" sagte sie leise, flehend.

Henry Beaurey war namenlos stolz. „Hab' ich Dir nicht verboten, in die Heimath zu schreiben?" rief er zornig. „Warum trotzest Du meinem Gebot?"

Klarisse schaute ihren Mann demüthig bittend an, er aber fuhr fort:

„Schon einmal schicktest Du einen Brief in die Heimath und er kam uneröffnet zurück. Es ist eine Schande, ein Hohn. Du erniedrigst Dich. Willst Du sie anflehen, als ob es eine Gnade für mich wäre, von dem Grafen als Schwiegersohn betrachtet zu werden? Meinst Du, ich brauche diese Gnade? Wag' es noch einmal, zu schreiben und...."

Klarisse war auf ihre Kniee vor ihm gesunken.

„Henry!" rief sie schmerzvoll.

Seine Augen loderten in wildestem Zorn auf. Namenlos gereizt durch ihre Demuth, hob er unwillkürlich die Rechte, in der er die Reitpeitsche hielt. Klarisse sprang auf. Mit flammenden Blicken, schön, wie er sie noch nie gesehen, stand sie vor ihm. Furchtlos, mit stolzer Verachtung schaute sie ihm in die zornessprühenden Augen. Henry Beaurey senkte den Blick. Er warf die Reitpeitsche weit von sich. Er stürzte namenlos beschämt vor seiner Gattin nieder und bedeckte ihre Hand mit heißen Küssen.

Er schaute zu ihr auf.

„Klarisse," sagte er leise, „vergieb!"

„Hol' Deine Geige, Henry," sagte sie.

Er eilte, das Gewünschte zu holen. Klarisse ließ sich auf einen Divan nieder. Sie stützte den reizenden Kopf mit den seelenvollen Zügen auf die schöne, schlanke Hand. Sie sah bezaubernd aus. Henry ließ sich auf einen niederen Schemel neben ihr nieder. Er entlockte seiner Geige leidenschaftlich klagende und gleich darauf wieder lustige, tolle Weisen. Klarisse schaute ihn unverwandt an.

„Henry," sagte sie, als er sein Spiel beendet hatte, „Henry, wie konntest Du Dich so vergessen?"

„Mein süßes, süßes Weib."

Das war seine Antwort, und er küßte sie auf die reine, edle Stirn.

IV.

Einige Zeit war nach diesem Vorgange verflossen, als Henry, von einer Morgenpromenade zurückkommend, Klarisse, in einen dichten Pelz gehüllt, am Kamine sitzend fand. Ihre Wangen glühten.

„Klarisse," rief er erstaunt und besorgt, „was fehlt Dir? Du glühst vor Hitze, und doch hast Du Dich in Deinen Pelz gehüllt."

„Mich friert," sagte sie, sich vor Frost schüttelnd, „und mein Kopf brennt."

Henry küßte sie auf den schmerzenden Kopf. Er legte ihn sorgsam auf seinen Arm und nahm ihre eiskalten Hände in die seinen, sie von Zeit zu Zeit an seine Lippen pressend.

„Versuche ein wenig zu schlummern, meine süße, kleine Klarisse," sagte er zärtlich bittend. „Und wenn Du aufwachst, werden Kopfschmerz und Frost vorüber sein."

Klarisses Athem ging so schwer. Sie schaute zu Henry auf wie ein Kind, welches Hilfe sucht. Dann legte sie den Kopf fester auf seinen Arm und schloß kurze Zeit darauf die Augen. Vorsichtig legte Henry ihren Kopf auf die Lehne des Fauteuils und ging, um Florence zu holen. Behutsam, um sie nicht zu wecken, brachten Henry und das Kammermädchen Klarisse in ihr Schlafgemach. Kaum lag Klarisse zu Bett, als sie die Augen aufschlug. Sie waren unnatürlich groß und glänzend.

„Henry," rief sie schmerzvoll, „wenn ich sterben müßte!"

„Du, meine Klarisse," sagte er, „wie könntest Du von mir gehen? Ich halte Dich für ewig."

„Komm' ganz nahe zu mir, Henry!" sagte sie.

Er kniete vor ihr nieder und umschlang sie mit den Armen.

„Siehst Du, Henry," flüsterte sie, „vorhin, als ich allein war, da kamen mir so traurige Gedanken. Mir war, als wäre ich zu glücklich gewesen an Deiner Seite. Henry, solches Glück gehört nicht auf die Erde. Dann schlummerte ich ein wenig ein. Mir war, als wäre ich gestorben. Du aber warst untröstlich in Deinem Leid. Du dachtest nur an mich. Du batest Gott, er möchte Dich sterben lassen, um uns wieder zu vereinen. Jeden Abend spieltest Du auf Deiner Violine. Dann legtest Du Dich auf einen Divan, um zu schlummern. Der süße Schlaf aber kam nicht, um Dich zu erquicken. Du lagst da mit wachen Augen und littst furchtbar meinetwegen. Da kam ich als Engel zu Dir herniedergeschwebt auf die Erde. Ich küßte Dich auf die Stirn und Du fandest Ruhe."

Klarisse schloß ermattet die Augen. Dann rief sie, sich ängstlich an ihn anklammernd: „Henry, Henry, wenn ich von Dir müßte!"

Sie sank erschöpft in die Kissen zurück. Sie phantasirte. Unzusammenhängende, oft unverständliche Worte waren es, welche sie ihr Trotzkopf für Albernheiten ersinnen mag.

Henry schickte zum Arzt. Dr. Erming ließ nicht lange auf sich warten. Er befühlte Klarissens Stirn, er befühlte ihren Puls und horchte auf ihre Athemzüge, welche unregelmäßig, fast röchelnd waren. Er verschrieb eine Medizin zur Beruhigung des Fiebers und verabschiedete sich, Henry ein Zeichen machend, ihm zu folgen.

„Was fehlt meiner Frau?" fragte dieser hastig, als sie auf dem Korridor angelangt waren. „Ist es gefährlich?"

„Eine Lungenentzündung," sagte Dr. Erming. „Die größte Schonung ist nöthig, Herr Beaurey. Das ist keine Krankheit, die erst neuerdings in ihr entstanden ist. Ihre Frau leidet schon lange daran."

Henry erbleichte.

„Ist sie noch zu retten?"

Er hielt den Athem an. Sein Auge war starr auf das des Arztes gerichtet. Sein Leben hing von dieser Antwort ab. Eine Sekunde herrschte tiefes, für Henry qualvolles Schweigen, dann sagte der Arzt, mit Mühe seine Rührung verbergend.

„So Gott will, ja."

V.

Es ist ein herrlicher Frühlingstag Der Schnee ist längst geschmolzen unter den glühenden Strahlen der Sonne. Die Thautropfen an den Grashalmen glänzen wie lauter Diamanten. Die Vögel zwitschern ihre lustigen Weisen und die Kinder jauchzen den Sonnenstrahlen zu. — — Draußen, außerhalb der Stadt, in einer schönen Villa, sind ein paar Fensterflügel weit geöffnet, um die laue Frühlingsluft einzulassen, welche die Kranke, die bleich und abgezehrt in ihrem Bette liegt, in langen Zügen einathmet. Zu ihren Füßen lehnt ein bleicher Mann am Bettpfosten. Unverwandt schaut er die junge Frau an. Er hat seine Geige unter dem Kinn und leise, melancholische Weisen sind es, welche ihr entströmen. Die Kranke lächelt so verklärt. Sie hat die Hände über der Brust gefaltet. Ihre Lippen bewegen sich wie im leisen Gebet.

„Leb' wohl, Henry", flüsterte sie jetzt, kaum hörbar. Der bleiche, schöne Mann legt hastig seine Geige bei Seite. Er kniet vor dem Bett der Kranken nieder und küßt sie leidenschaftlich.

„Klarisse, theures Lieb!"

Die Kranke legt ihre feine weiße Hand wie segnend auf seinen schwarzen Lockenkopf.

„Adieu, Henry, leb wohl! Bald sehen wir uns wieder — in einer besseren Welt. Adieu, Henry, leb' wohl!"

Die Kranke hat ausgehaucht. Henry Beaurey stürzte sich in wahnsinnigem Schmerz über sie.

„Klarisse! Klarisse!"

Sie hört ihn nicht mehr. Da ergreift er seine Geige. Er entlockt ihr wundersame, traurige Weisen. Sein ganzes Herz, so voll Liebe und voll Schmerz haucht er darin aus. So spielt er, bis die Nacht hereinbricht, bis seine müden Augenlider zufallen und die Geige seiner Hand entsinkt.

O Schlummer, wie bist Du so süß für kranke Menschenherzen!

Wie grausam das Erwachen!

— Schwere Arbeit. A. (abgehetzt und schweißtriefend in's Wirthshaus zurückkehrend): „So — jetzt hab' ich meinen Hausschlüssel geholt!" — B.: „Aber Sie wohnen doch gleich um die Ecke — wie konnten Sie da so lange dazu brauchen und sich dabei so erhitzen?" — A.: „Ja, holen Sie 'mal bei meiner Frau den Hausschlüssel!"

Selbstkritik.

Humoreske von Oscar Wilda.

Der gefürchtete Kritiker Dr. Beißer, Redacteur des „Kirchheimer Tageblattes", saß an einem schönen Wintersonntage daheim in seinem Stübchen. Er hatte sich einen stattlichen Grog gebraut; aus der kleinen Terrine auf dem Tische brodelte es duftig empor. Er kostete die Mischung, während er zugleich in ungewöhnlich behaglicher Stimmung die Sonntagsbeilage des Concurrenzblattes des „Kirchheimer Anzeigers", las.

„Vortrefflich, vortrefflich!" schmunzelte er. „Der lyrische Esel, der Zahmer, hat zwar schon manchen poetischen Blödsinn verbrochen, aber das heutige Poem übertrifft Alles, was er bisher geleistet. Da habe ich einmal wieder die schönste Gelegenheit, meinem Freunde ‚Zahmer' etwas am Zeuge zu flicken; was mir allemal ein Hochgenuß ist. Wenn nach der Kritik, die ich jetzt schreiben werde, Zahmerchen den Muth haben sollte, seine gereimten Gefühlsduseleien dem Kirchheimer Publikum aufzutischen, so muß er eine Dickfelligkeit besitzen, um die ihn ein Hippopotamus beneiden könnte. Gleich jetzt — sofort geh' ich an die Arbeit, die mir eine wahre Sonntagsfreude machen wird."

Schnell trank er sein Glas aus, füllte sich ein neues, setzte sich an den Schreibtisch, und bald raschelte die Feder hurtig über das Papier. —

Kirchheim war ein ganz kleines, weltverlorenes Städtchen, das eigentlich nur ein großes Dorf genannt zu werden verdient. Und trotzdem —!

Man sagt bekanntlich, wo zwei Deutsche zusammen kommen, da gründen sie einen Verein, und es brauchen nicht vielmehr als zwei Deutsche zusammen zu wohnen, so rufen sie eine Zeitung in's Leben, so daß man singen kann:

„Es ist ja kein Dörfchen so kleine,
Eine Zeitung muß doch d'rin seine!"

Und zwar nicht nur eine Zeitung! Denn bekanntlich haben drei Deutsche mindestens vier verschiedene Meinungen, und so kann auch das kleinste krähwinkligste Nest unmöglich mit einem Blatte auskommen; es müssen zum Mindesten immer zweie sein, die sich natürlich in politischen und localen Dingen schroff gegenüber stehen und jede Gelegenheit benutzen, sich gegenseitig mit den wunderbarsten Liebenswürdigkeiten zu tractiren.

Derartig war auch das Verhältniß zwischen dem von Dr. Beißer redigirten „Kirchheimer Tageblatt" und dem „Kirchheimer Anzeiger", welcher unter Zahmers Leitung stand. Letzterer war ein noch jüngerer Schriftsteller, der vor nicht langer Zeit nach Kirchheim gekommen war, aber dem „Anzeiger" schon manchen neuen Abonnenten verschafft hatte. In der kleinen Sonntagsbeilage, die der „Anzeiger" seit Zahmers Antritt den Abonnenten gratis lieferte, machte sich Zahmers lyrisch bewegte Seele in Versen Luft; und da in anderen Gauen des deutschen Vaterlandes, so erregte seine lyrische Begabung Aufsehen, und namentlich die Backfische welche Kirchheim aufzuweisen hatte, schwärmten sämmtlich für den Dichter mit den interessanten Bartcotelettes. (Garnison gab es in dem Städtchen nicht).

Uebrigens waren die lyrischen Ergüsse Zahmers — wenn dieser auch einem Heine und Geibel nur soweit glich, wie der Himmel einem Dudelsack — für Kirchheim so übel nicht, und der ätzende Spott, mit dem Dr. Beißer die Kinder der Zahmer'schen Muse überschüttete, war kaum gerechtfertigt. Aber Beißer war ein erklärter Feind aller Lyriker, vielleicht deshalb, weil er selbst eigentlich ein verunglückter Lyriker war, der leider, um mit Platen zu reden, „taubem Ohr geflötet."

Aber ach! Das war lange, lange her, und jetzt dachte er kaum mehr daran, daß auch er einst an der Dichteritis gekrankt.

Das Bändchen Gedichte, das er einmal im Selbstverlage vor Jahren herausgegeben, und das die Kritik so furchtbar heruntergerissen, war längst vergriffen — d. h. er hatte den nicht anzubringenden, sehr beträchtlichen Rest der ersten (und letzten) Auflage an Käsehändler und Fleischer — damals besaßen dieselben noch genügende literarische Bildung oder Neigung, um bedrucktes Papier zum Umhüllen ihrer Waaren zu verwenden — verkauft.

Seit der Zeit hatte sich bei ihm die Milch der lyrischen Denkungsart in das gährende Drachengift der Kritik verwandelt. Zahmers poetische Offenbarungen boten ihm nun die beste Gelegenheit, seine kritische Befähigung und ästhetischen Kenntnisse hell leuchten zu lassen — wozu es sonst in Kirchheim so gut wie gar keine Veranlassung gab — jetzt konnte er zeigen, daß ihm seiner Begabung und Urtheilskraft an die Stelle eines Kunstkritikers an einem der ersten Blätter der Residenz gebühre und daß er eigentlich für Kirchheim zu schade wäre.

Die mehr boshaften wie witzigen Artikel Beißers, in denen er den Lorbeer seines Rivalen zu verpflücken bemüht war, hatten in der That Aufsehen gemacht, und das Städtchen war in zwei feindliche Parteien zerspalten, von denen die eine zu Zahmer, die andere zu Beißer hielt. Letztere jubelte hoch auf, als ihres Abgotts Kritik auf Zahmers neuestes Gedicht in der Dienstagnummer des Tageblattes erschien. Mit so vernichtender Schärfe war Beißer seinem Gegner noch nie zu Leibe gerückt; noch nie war Zahmer so tief gedemüthigt, in solchem Maße lächerlich gemacht worden. Die Trivialität der Gedanken, die Schiefe der Bilder, die Mängel der Form, die theils lächerlich schwulstige, theils erschreckend nüchterne Sprache und noch dazu einige haarsträubende Verstöße gegen die Logik und die Elemente der Wissenschaft — Alles hatte Beißer in's hellste Licht zu setzen gewußt und selbst Zahmers treueste Anhänger konnten diesmal Beißer nicht Unrecht geben; hatten doch selbst viele von ihnen beim ersten Lesen des Gedichtes den Kopf geschüttelt und sich heimlich gewundert, daß Zahmer ein derartiges Product zu verfertigen und zu veröffentlichen im Stande war. Den stärksten Trumpf aber spielte Beißer in dem Schlußpassus seiner Kritik aus, welcher lautete:

„Und dieses Product poetischer Impotenz, höheren Blödsinns, bodenloser Unwissenheit, empörender Anmaßung und bewundernswerther Kritiklosigkeit konnte Herr Zahmer, der „gefeierte Dichter" nicht einmal völlig aus eigenen Kräften zu Stande bringen; ja wir klagen laut und offen Herrn Zahmer des Plagiats, des geistigen Diebstahls an. Recensent vermag zwar augenblicklich noch nicht anzugeben, mit welchem Kalbe Herr Zahmer gepflügt hat, aber er versichert auf das allerbestimmteste, daß ihm einige der frappantesten Wendungen des Gedichtes seit langen Jahren bekannt sind, wenn er sich auch zur Zeit nicht erinnern kann, wo er dieselben gelesen; aber es wird ihm ohne Zweifel bald gelingen, die Quelle nachzuweisen, aus der Herr Zahmer geschöpft, die freilich auch kein kastalischer Quell gewesen sein kann. Jedenfalls ersieht das geehrte Publikum, daß den „dichterischen" Schöpfungen des Herrn Zahmer das größte Mißtrauen entgegengebracht werden muß; und wir schließen unsere Betrachtung mit dem Urtheil: Herr Zahmer ist nicht nur kein Dichter, sondern auch ein erbärmlicher Plagiator — kein Talent und kein Charakter! Dixi!" Dr. B.

Ganz Kirchheim brachte diese moralische Hinschlachtung des zart besaiteten Lyrikers in Aufregung. Zahmer schien für alle Zeit vernichtet, unsterblich blamirt. Seines Bleibens konnte nicht lange mehr in Kirchheim sein. So urtheilten selbst Leute, die ihm nahestanden. Dr. Beißer aber rieb sich triumphirend die tintebefleckten Hände und frohlockte: „Den Schlag wird er nicht verwinden. Jetzt bin ich der Federheld von Kirchheim!"

Mit Ungeduld erwartete er des Angegriffenen Entgegnung resp. Vertheidigung, die doch nur kläglich ausfallen und höchstens neue Blößen des Gegners aufdecken konnte, welche er, Dr. Beißer, trefflich benutzen wollte. In dieser freudigen Erwartung durchflog er, als er am Donnerstag in seinem Redactionszimmer saß, die ihm eben zugegangene letzte Nummer des „Anzeigers." Hastig irrten seine suchenden Augen durch die Spalten des Blattes — da, da hatte er, was er suchte — aber plötzlich erbleichte er, die Buchstaben begannen vor seinen Blicken zu tanzen, das Blatt entsank seinen zitternden Händen, und stöhnend sank er in den Sessel zurück. Endlich raffte er sich auf, hob den am Boden liegenden Anzeiger auf und las nun den schrecklichen Artikel, dessen Worte wie Dolchspitzen in sein Hirn drangen mit selbstquälerischer Bedächtigkeit und starrer Versenkung in den Inhalt. Der Artikel aber lautete:

Berichtigung.

Hiermit bitten wir unsere werthen Leser wegen einer durch die letzte Sonntagsbeilage unseres Blattes hervorgerufenen Täuschung um Entschuldigung. Das in der Beilage veröffentlichte Gedicht hat nicht, wie angegeben, den Redacteur dieses Blattes, sondern Herrn Dr. Beißer zum Verfasser. Der Unterzeichnete hielt es für seine Pflicht, das Kirchheimer Publikum darauf aufmerksam zu machen, daß unsere theure Stadt in Herrn Dr. Beißer nicht nur eine bedeutende kritische Kraft, sondern auch ein hervorragendes dichterisches Talent besitzt und daß es in hohem Grade bedauerlich ist, daß der Kritiker Beißer den Lyriker Beißer so vollständig todtgeschlagen hat. —

Leider ist durch ein beklagenswerthes Versehen anstatt des Namens des wahren Verfassers der des Unterzeichneten dem Gedichte beigefügt worden, was wir aufrichtig bedauern. Es soll in Zukunft nicht wieder vorkommen; bei den ferneren Proben, die wir dem Kirchheimer Publikum von Herrn Dr. Beißers poetischer Leistungsfähigkeit — die ihn als einen so competenten Beurtheiler dichterischer Erzeugnisse erscheinen läßt — liefern wollen, wird der wahre Dichter stets ordnungsmäßig angegeben werden. Jedenfalls werden unsere werthen Leser und unser verehrter College, Herr Dr. Beißer, jetzt wissen, mit welchem Kalbe wir gepflügt, und aus welcher Quelle wir geschöpft haben. Die in der Dienstagnummer des „Tageblattes" enthaltenen Auslassungen des Kritikers Dr. Beißer zu beantworten, müssen wir dem Dichter Dr. Beißer überlassen.

Theophil Zahmer,
Redacteur des „Kirchheimer Anzeiger."

Als Beißer zu Ende gelesen, trocknete er sich den Angstschweiß von der Stirn, dann saß er lange wie in dumpfer Betäubung da.

Er hatte sich selbst vernichtet, da er den Gegner völlig zu zerschmettern gedachte! Er hatte sich selbst das Grab gegraben! Eine derartige Selbstkritik, wie er sie unbewußt geübt, war unerhört; sie bedeutete für ihn einen moralischen Selbstmord! — Darum also war ihm das Gedicht so bekannt vorgekommen, weil er es selbst verfaßt hatte; freilich war es lange, lange her, daß er, ein Jüngling mit lockigem Haar, lyrisch gesündigt, fast hatte er es überhaupt vergessen, daß er solcher Thorheit verinst gehuldigt und so konnte es passiren, daß er eines der zahlreichen Erzeugnisse einer längst vergangenen und überwundenen Periode nicht gleich als sein geistiges Eigenthum wiederkannt hatte. Nun war seine dichterische Vergangenheit, die er längst todt gewähnt, von einem listigen Feinde neu erweckt worden und drohte, als ein Vampyr, seiner Gegenwart und Zukunft das Lebensblut auszusaugen. O fürchterliches Schicksal! —

Und dieser boshafte Mensch, der Zahnarzt, dem wer weiß auf welchem Wege ein Exemplar der vergriffenen Beißer'schen Jugendgedichte — er, der Verfasser, besaß selbst seit Jahren keines mehr — in die Hände gerathen war, drohte noch weitere Proben daraus zu veröffentlichen. Um des Himmels willen! Nein, das durfte nicht geschehen — auf keinen Fall! Das mußte er zu verhindern suchen, und sollte er sich vor dem verhaßten Gegner demüthigen! Und alsbald ergriff Dr. Beißer Hut und Stock und begab sich zur Redaction des „Anzeigers". Es war der schwerste Gang, den er je gemacht, aber derselbe war nicht fruchtlos.

In einer Unterredung, die Dr. Beißer mit Zahmer dann im Rathskeller hatte, sprachen sich Beide gründlich aus. Der Erstere bedauerte, seinem „geschätzten jungen Collegen" nicht immer mit dem gebührenden Wohlwollen begegnet zu sein, und versprach dies in Zukunft zu thun, und Zahmer, der sich als sehr liebenswürdig und entgegenkommend erwies, erklärte, daß er fürderhin auf Veröffentlichung Beißer'scher Gedichte verzichtete. —

Beide versuchten auch redlich, die Folgen des furchtbaren Streiches, der Beißer getroffen, abzuschwächen und die Sache in Vergessenheit zu bringen, aber es gelang nicht. Beißers Ansehen war seit dieser Affaire total erschüttert, und er fand es für angemessen, sich einen anderen Wirkungskreis zu suchen, wo seine lyrische Vergangenheit noch unbekannt war.

Als er sich von Zahmer, den er aufrichtig achten und schätzen gelernt, verabschiedete, schenkte dieser ihm den unglückseligen Band seiner Jugendgedichte, und Beißer hatte nichts Eiligeres zu thun, als, sobald er in seiner Wohnung angelangt war, denselben den Flammen zu überantworten.

Die Münchener Hungerglocke.

München besitzt unter seinen vielen Glocken die Hungerglocke, von der dem heutigen Geschlechte kaum etwas bekannt ist. Mit ihr hat es folgende Bewandtniß: Das im Jahre 1663 gestiftete Theatinerkloster der Stadt wurde mit allem Nothwendigen aus der Hofküche versehen. Nach der Ordensregel war es den Theatinermönchen, die von Almosen lebten, untersagt, zu betteln; die Gaben mußten zu ihnen kommen. Nun geschah es im Jahre 1727, daß der Hofkoch arg vom Gliederreißen gepeinigt wurde und sich zu Bette legen mußte. Ueber seinen Schmerzen vergaß der Hofkoch aber völlig die Theatinermönche. Feiertage rückten heran, an denen Jeder gern ein Huhn im Topfe hat, im Kloster aber war Schmalhans Küchenmeister; es fehlte an Fleisch und Gemüse, bald ging sogar das tägliche Brot aus.

Um die Essenszeit kamen die hungrigen Mönche wohl in's Refektorium, aber die Schüsseln waren leer. Sehnsüchtig blickten die Brüder hinüber nach der kurfürstlichen Residenz, aber Niemand kam mit Nahrungsmitteln. „Ungegessen" verbrachten die Klosterleute den ersten Tag im eifrigen Gebete, und so auch den zweiten. Aber auch der dritte Tag verging in bitterster Noth. Wohl kamen Leute genug, sich zu erbauen in der Hofkirche. Bleichen Antlitzes, mit schlotternden Knien, fast zusammenbrechend vor Entbehrung, lagen die Mönche in der Kirche ihren geistlichen Verrichtungen ob, im Elend schweigend, wie die strenge Ordensregel es vorschreibt. Mit feierlichem Glockengeläut von den Münchener Kirchthürmen brach der St. Peterstag des Jahres 1727 an, festlich geputzt zogen die Münchener zu den Gotteshäusern.

Feierlicher Orgelklang durchwogt die Theatinerkirche, bis der Priester am Hochaltar mit schwacher Stimme verkündet: „Ite, missa est!" (Gehet, die Messe ist zu Ende.) Die Fürstlichkeiten kehren zurück in die Residenz, die Bürger gehen heim, Andere suchen die Gaststuben zum Morgenschoppen auf. Mit einem Male ertönt in seltsamen Schlägen eine Glocke und wimmert, wie um Hilfe, durch die von Sonnengold durchfluthete Stadt.

Verwundert bleiben die Leute auf den Straßen stehen. Sollte ein Feuer ausgebrochen sein? Man geht dem Schalle nach und erstaunt gelangt die immer mehr anwachsende Menschenmenge vor das Theatinerkloster, aus dessen Thurm die seltsame Glocke um Hilfe ruft. Auch aus der Residenz kommen Leute nachzufragen. Unten bei der Klosterpforte gibt der Bruder Pförtner mit schier verlöschender Stimme die Auskunft: es werde die Hungerglocke des Klosters gezogen. Da zerstiebt die Menschenmenge, man hat die Noth begriffen, und Jeder eilt nun, Nahrungsmittel in's Kloster zu bringen. In kurzer Zeit füllen sich die gänzlich geleerten Vorrathskammern mit Hühnern und Brot, mit Früchten, Fischen und Fleisch: die Brauer senden den Gerstensaft faßweise, weil neben dem Hunger auch der Durst wehe thut, andere schleppen Holz herbei, die Kälber zu braten. Herrn Kornet selbst verging das Gliederreißen schier augenblicklich, erst schickte er von seinen Vorräthen reichlich hinüber, dann aber schlich er auf Befehl seiner Kurfürstlichen Gnaden in's Kloster und bat den Prior um Verzeihung. Gutmüthig meinte man aber im Kloster: „Es habe nichts zu sagen, und wenn die Gefahr anfangs auch wirklich groß gewesen sei, weil man da umsonst nicht geläutet hätte, so sei die ganze Angelegenheit herodann und schließlich doch viel besser ausgefallen, als man sich hätte träumen lassen können."

Volle 15 Jahre hatte das Kloster wieder alles nach Bedarf, die Hungerglocke wurde erst im Jahre 1742 zum zweiten und fürderhin zum letzten Male gezogen.

— Zugeistreich. Verdingerin: „Ich kann Ihnen das Mädchen als treu und sehr fleißig empfehlen, muß Ihnen aber gestehen: das Pulver hat sie nicht erfunden!" — Dame (geistreich): „Das ist mir egal — das besorge ich schon selbst!"

Vorgeschichtliche Bewohner und das Pferd in Nordamerika.

Die Geschlechtskunde des Pferdes ist in der bewundernswürdigsten Weise in verschiedenen Werken behandelt und die Thatsache längst festgestellt worden, daß diese Thiergattung in Nordamerika ihren Ursprung hat. Ueber die Frage jedoch, ob die vorgeschichtlichen Menschen in Amerika das Pferd als Zeitgenossen hatten, wird noch immer gestritten und sie wird auch nicht als beigelegt betrachtet durch das Auffinden eines Schädels von einer ausgestorbenen Pferdegattung in einer Erdschicht zusammen mit einem menschlichen Werkzeug. Prof. E. D. Cope machte diese Entdeckung in der Versammlung der „Amerikanischen Association für Förderung der Wissenschaft" bekannt, welche im Monat August in Washington abgehalten wurde. Prof. Cope zeigte den Mitgliedern der Gesellschaft den Schädel des Pferdes, wies auf die Beschaffenheit der Zähne hin und erklärte, daß Niemand diese aus der Erde gegrabenen Zähne von denen eines Quagga oder Zebras unterscheiden könne, wenn sie zusammengeworfen würden. In weniger bedeutenden Eigenschaften, wie die der Größe der Knochen, sind die Unterschiede leicht erkennbar, so daß kein Zweifel darüber bestehen kann, daß der Schädel ein Thier repräsentirt, welches verschieden von den jetzt lebenden gewesen ist. Daß es ein Pferd war, kann Jeder leicht erkennen.

Das Eigenthümlichste an dem Schädel war seine Beschaffenheit. Der Knochen der Stirne war genau so eingedrückt, als es bei Thieren der Fall ist, die für Nahrungszwecke geschlachtet werden. Die mürben Knochen, welche die Augenhöhlen beschützen, waren unversehrt, wie auch die langen Nasenknochen. In derselben Erdschichte wurde ein Steinhammer gefunden, der deutliche Merkmale trug, daß er von der Hand eines Mannes seine Gestalt bekommen hatte.

Welche Folgerungen können daraus gezogen werden? Zuerst hatte man nur vermuthet und für wahrscheinlich gehalten, daß in früher Vorzeit gleichzeitig mit den Menschen auf diesem Erdtheile ein Pferd, doch nicht von der jetzt lebenden Gattung, existirt habe, aber man hatte dafür bis jetzt noch keine Beweise gefunden. Als die ersten Europäer auf dem neuen Continent landeten, kannten die Eingeborenen das Pferd nicht, woraus augenscheinlich hervorgeht, daß es schon lange ausgestorben war.

Alle Pferde, welche jetzt in Nord- oder Süd-Amerika gefunden werden, sind Abkömmlinge von Zuchtpferden, die ursprünglich von Europäern über den Ocean gebracht waren. Aber jetzt ist durch das Auffinden eines menschlichen Handwerkszeugs und eines Pferdeschädels der Beweis geliefert, daß Menschen und Pferde zu ein und derselben Vorzeit hier gelebt haben und der eigenthümliche Bruch des Pferdeschädels führt zu der Annahme, daß das Thier durch Menschenhände getödtet worden ist.

Aus dieser Thatsache entspringen folgende verschiedene Fragen: „Was ist aus der Pferderasse geworden, die einstmals auf diesem Erdtheil gelebt hat? Ist dieselbe durch wilde Völker ausgerottet worden wie der Bison, der Büffel oder wilde Buckelochse, durch civilisirte Menschen? Wurden die Pferde einstmals als Zug- und Lastthiere oder blos als Schlachtvieh für menschliche Nahrung gebraucht? Und waren sie wild oder gezähmt?"

Wahrscheinlich ist es, daß die Pferde für keinen anderen Zweck als menschliche Nahrung benutzt wurden und daß sie nur im wilden Zustande existirten, denn es ist kaum anzunehmen, daß man das Pferd, wenn es einmal von Menschen gezähmt und für Arbeiten benutzt worden, wäre hätte aussterben oder seinen nützlichen Gebrauch der Vergessenheit anheim fallen lassen. Ebensowenig ist es wahrscheinlich, daß die Pferde lediglich durch die zur Zeit lebenden Menschen ausgerottet wurden, denn wir wissen, daß trotz der Benutzung der Büffelochsen seitens der Indianer in Nordamerika ihre Zahl durchaus in keinem hohen Grade abnahm. Nur als die civilisirten (?) Menschen ihren Vernichtungskrieg auf das Thier eröffneten, fing sein Verschwinden an.

Was war nun aber die Ursache des Verschwindens der Pferde? Das Zeitalter der Erdschichten, in welchen die Ueberreste eines Pferdes gefunden wurden, ist dem Eis-Zeitalter vorangegangen und in dieser kalten Periode finden wir möglicher Weise die unmittelbare Ursache der Ausrottung der Pferde. Als die unerträgliche Kälte eintrat, wurden die Thiere gezwungen, von ihren heimathlichen Fluren in Nordamerika auszuwandern und auf ihrem südlichen Rückzuge hatten sie wahrscheinlich um ihre Existenz mit vielen anderen Thieren zu kämpfen. Die spärliche Vegetation in Neu-Mexiko, Arizona und Nord-Mexiko ist wahrscheinlich nicht ausreichend gewesen zur Erhaltung der großen, vom Norden ausgezogenen Viehherden.

Neue Lebensbedingungen mögen die Lebenskräfte dieser Thiergattungen geschwächt, der Hungertod ihre Zahl decimirt haben; der Kampf um Nahrung mit anderen Thiergattungen muß einen großen Theil ihrer Lebensbedürfnisse abgeschnitten haben und die Hand des Menschen mag den Kampf um's Dasein zum unvermeidlichen Ende geführt und letzteres beschleunigt haben. Wir wissen allerdings nichts weiter, als daß die Rasse ausgestorben ist. Daß Menschen vor und während des eisigen Zeitalters gelebt haben, ist jetzt bestimmt festgestellt, daß zur selben Zeit mit den Menschen auch eine Gattung Pferde existirte, ist durch Prof. Cope's Entdeckung bekannt geworden. Der Einfluß und die Mitwirkung der Menschen in der Ausrottung der vielen großen Thiere, welche zu einer früheren Zeit Nordamerika bewohnten, ist aber noch immer nicht bestimmt ermittelt.